

Werk

Titel: Litteratur

Ort: Jena

Jahr: 1894

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345616359_0063|log55

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

L i t t e r a t u r.

I.

Lehr, J., Grundbegriffe und Grundlagen der Volkswirtschaft.

Zur Einführung in das Studium der Staatswissenschaften. Leipzig 1893.
C. L. Hirschfeld. gr. 8. XIV u. 375 SS. Zugl. 1. Band der I. Abteilung
des „Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften in selbständigen
Bänden“ herausgegeben von Kuno Frankenstein.

Besprochen von W. Lexis.

Der vorliegende erste Band des von Dr. Frankenstein unternommenen staatswissenschaftlichen Sammelwerkes bildet, wie dies auch für die übrigen Bände des Gesamtwerkes vorgesehen ist, ein für sich abgeschlossenes Ganzes. Er behandelt die methodischen Fragen der Volkswirtschaftslehre, die Gesellschafts-, Rechts- und Wirtschaftsordnung als notwendige Voraussetzung jeder wirtschaftlichen Kultur, hauptsächlich aber die Grundbegriffe, die den allgemeinen Rahmen für jedes die volkswirtschaftlichen Erscheinungen wissenschaftlich erfassende System bilden müssen. Der Verfasser hat im wesentlichen nur die Volkswirtschaft in ihrer gegenwärtigen Gestalt im Auge; das historische Element tritt fast gänzlich zurück, was namentlich in dem ziemlich kurz gefassten Abschnitt über die Gesellschafts-, Rechts- und Wirtschaftsordnung manchem auffallen wird. Das Werk sollte eben einen rein theoretischen Charakter haben und demnach sind denn auch fünf Sechstel des gesamten Raumes der Untersuchung der allgemeinen Begriffe, wie Wirtschaft und Wirtschaftlichkeit, Wert, Gut, Vermögen, Reichtum, Preis gewidmet. Die Erörterung des Preisbegriffs verlangt auch schon eine Darstellung der Preisbildung, die wieder nicht ohne die allgemeine Lehre von Arbeitslohn und Zins gegeben werden konnte, während die Einzelheiten dieser Lehren dem folgenden Bande vorbehalten sind. Die Eigentümlichkeit und das Verdienst des Werkes besteht nun hauptsächlich darin, daß es mit umsichtiger Kritik eine Vermittelung zwischen den neueren Theorien der „österreichischen“ Schule namentlich in betreff des Wertes und der „klassischen“ Lehre unternimmt und zugleich in möglichst elementarer Form die mathematische Methode, wie sie von Walras und anderen ausgebildet worden

ist, für die allgemeine wirtschaftliche Theorie zu verwerten sucht, ohne jedoch den Formeln einen zu grossen Raum zu gewähren und mit beständiger Erläuterung ihrer Ergebnisse durch Zurückgreifen auf die unmittelbare Anschauung.

Lehr will den neuen Werttheorien keineswegs die Bedeutung beimessen, die von manchen ihrer Vertreter für sie in Anspruch genommen wird, aber er nimmt Grenznutzen und Grenzwert als wohlberechtigte Begriffe an, die zur Aufhellung der psychologischen Grundlagen der Wertlehre mit Nutzen verwendet werden können. In der That ist nicht zu bezweifeln, daß diese Begriffe sich allmählich auch in die elementaren Lehrbücher Eingang verschaffen werden, wenn sie auch zur Vermehrung unserer Einsicht in das Getriebe des volkswirtschaftlichen Prozesses in seiner thatsächlichen heutigen Gestalt nicht allzu viel beitragen können. Der Grenznutzen tritt schliesslich doch nur — allerdings als ein besserer Ersatz — an die Stelle des „konkreten Gebrauchswertes“ und er wird wie dieser aus den ganz subjektiven Empfindungen der einzelnen Individuen abgeleitet. In der Betrachtung der volkswirtschaftlichen Massenerscheinungen aber wird auf den Gebrauchswert unmittelbar gar keine Rücksicht genommen; er kommt nur mittelbar als die Ursache der Nachfrage zur Wirkung, die Nachfrage aber wird nur als eine Gesamterscheinung aufgefaßt, in der die einzelnen subjektiven Gebrauchswertschätzungen als solche verschwinden. Die Grösse und die Aenderungen der Nachfrage können statistisch ermittelt werden, bei theoretischen Untersuchungen aber wird sie einfach wie eine Veränderliche x behandelt, von der es genügt zu wissen, daß sie im allgemeinen mit steigendem Preise abnimmt und mit sinkendem zunimmt. Nun kann man ja sagen, es wäre doch jedenfalls interessant zu erfahren, wie diese Massenerscheinung der Nachfrage in der Volkswirtschaft aus den individuellen Wertschätzungen hervorgehe. Ohne Zweifel, aber die Grenznutzentheorie ist weit entfernt, diese Aufgabe für eine entwickelte Geldwirtschaft mit allgemeiner Arbeitsteilung wirklich zu lösen. Handelte es sich um eine isolierte Naturalwirtschaft, so würde die Verwertung des Begriffs des Grenznutzens allerdings so ziemlich die einzige Möglichkeit darbieten, einige theoretische Beziehungen in die im übrigen einfach deskriptive Darstellung einer solchen Wirtschaft hineinzubringen. Man könnte die an sich gänzlich inkommensurablen Gebrauchswerte von Mitteln zur Befriedigung verschiedenartiger Bedürfnisse, wie z. B. von Nahrungsmitteln und Brennmaterialien wenigstens einigermaßen vergleichbar machen, indem man die Nutzwirkungen der letzten noch verbrauchten Mengen einander gleich, also z. B. die Nutzwirkung des letzten in der Wirtschaft nach verbrauchten Pfundes Brot gleich der der letzten zehn Pfund Holz setzte, wobei die kleinsten Zusatzmengen vorläufig und annähernd im Verhältnis zu dem thatsächlichen Gesamtverbrauch der einzelnen Güter in einem gewissen Zeitraume anzunehmen wären. Es würde dabei vorausgesetzt, daß der Wirtschaftende durch Erfahrung allmählich herausgebracht hätte, auf welche Art er seine und die ihm noch etwa zur Verfügung stehende fremde Arbeitskraft am zweckmässigsten ausnutzen, d. h. ein Maximum der Befriedigung seiner Bedürfnisse erlangen könne, und wenn dieses Maximum erreicht

wäre, so würden eben nach dem Gossen'schen Satze die Genuß- oder Nutzwirkungen der letzten noch verwendeten Gütermengen einander gleich sein. Freilich würde sich daraus noch immer nicht die Größe der Nutzwirkung der gesamten verwendeten Mengen ableiten lassen, aber immerhin wäre wenigstens an einem bestimmten Punkte eine Vergleichbarkeit der Gebrauchswerte ermöglicht und die Bedeutung dieses Ergebnisses würde um so größer sein, je zahlreicher und mannigfaltiger die in der Wirtschaft mit einem gegebenen Arbeitsaufwande erzeugten Güter wären, da dann die verfügbare Menge eines jeden einzelnen um so kleiner und der Grenznutzen und Grenzwert desselben um so größer wäre. Aber die isolierte Naturalwirtschaft bleibt immer ein sehr unergiebiges und rasch erschöpftes Untersuchungsfeld, weil sie in der höheren Kulturentwicklung der menschlichen Gesellschaft keinen Raum mehr findet. Auch für die Theorie des naturalen Tausches, bei dem beide Beteiligten nur ihren Ueberfluß weggeben und den Rest ihres eigenen Erzeugnisses selbst brauchen, kann der Begriff des Grenznutzens noch mit Anschaulichkeit zur Anwendung gebracht werden. Es fördert in der That unsere Einsicht in diesen Vorgang, wenn wir uns klar machen, daß für jeden der beiden Tauschenden der Grenznutzen des Restes seiner eigenen Ware mit der Verminderung dieses Restes steigt, während andererseits der Grenznutzen der eingetauschten Ware mit der Menge derselben immer mehr abnimmt, daß also jeder den Tausch so lange fortzusetzen geneigt sein wird, bis der Grenznutzen der beiden Güterarten für ihn gleich wäre. Nimmt man ferner an, daß der Gesamtvorteil, den die beiden Personen durch den Austausch erlangen, möglichst groß werde, so ergibt sich daraus ein bestimmtes Austauschverhältnis, d. h. ein bestimmter Preis der einen Ware durch eine Menge der anderen ausgedrückt, und zwar von solcher Größe, daß dabei der Grenznutzen beider Waren für beide Personen gleich wird, für jede die zuletzt eingetauschte oder hingeebene Menge gerade ihren Preis wert ist, während die vorher ausgetauschten Teilmengen für jeden Beteiligten noch mehr als ihren Preis wert waren. — Aber dieser naturale Tauschverkehr ist wieder von so äußerst geringer praktischer Bedeutung in der entwickelten Volkswirtschaft, daß es sich kaum lohnt, ihn zum Gegenstand besonderer Untersuchungen zu machen. Bei der bestehenden Geldwirtschaft in Verbindung mit der Arbeitsteilung haben die Gegenstände, die jemand herstellt oder mit denen er Handel treibt, meistens für ihn selbst überhaupt keinen Gebrauchswert und jeder ihm auf dem Lager bleibende Rest würde ihm geradezu Schaden verursachen. Aber auch selbst diejenigen, die, wie die Landwirte, wenigstens einen Teil ihrer Produkte selbst verzehren, tauschen das Uebrige nicht aus gegen Güter von konkretem Gebrauchswert, sondern gegen Geld. Auf dieses aber passen die Anschauungen überhaupt nicht mehr, von denen man bei der ursprünglichen Betrachtung der subjektiven Nützlichkeit bestimmter Gebrauchs- oder Verbrauchsgegenstände ausgegangen ist. Geld hat als solches überhaupt keinen konkreten Gebrauchswert im eigentlichen Sinne, es hat nur Tauschwert und auch diesen nur in abstrakter Form, es kann überhaupt zu einem rein formalen Hilfsmittel des Verkehrs ausgebildet werden, wie die Möglichkeit eines seinen Wert behauptenden

Papiergeldes beweist. Man kann nun ja allerdings sagen, daß das Geld für jeden Besitzer eine gewisse abstrakte Nutzwirkung habe, die sich auf eine unberechenbare, unendlich mannigfaltige Art in die Befriedigung einzelner konkreter Bedürfnisse auflöst. Die Größe dieser abstrakten Nutzwirkung aber hängt von der Menge des dem Einzelnen zur Verfügung stehenden Geldes ab, insbesondere also von seinem Einkommen; dieses aber ist wieder bedingt durch den größeren oder geringeren Erfolg, mit dem er seine wirtschaftlichen Leistungen in der Gesellschaft anderen gegenüber verwerten kann, also namentlich auch abhängig von seinem Kapitalbesitz oder Kapitalmangel und von seiner ökonomischen Abhängigkeit oder Machtstellung. Das Einkommen eines jeden Einzelnen hängt demnach von dem Einkommen und den Vermögensverhältnissen aller anderen Mitglieder der Gesellschaft ab, und dieselbe Abhängigkeit besteht auch für die Art, wie der Einzelne sein Einkommen verteilt, um sich die Mittel zur Befriedigung seiner verschiedenen Bedürfnisse anzuschaffen. Daher ist auch die Kurve, durch die man sich die Beziehung zwischen der Nutzwirkung und der Menge eines Gutes für eine bestimmte Person dargestellt denken kann, keineswegs einfach durch das Verhältnis bestimmt, wie der subjektive Genuß, der durch das Gut für den Besitzer erzeugt wird, mit der Menge desselben abnimmt, sondern die zur Verfügung stehende Menge ist selbst wieder jederzeit bedingt durch die allgemeine Verteilung der übrigen Einkommen, oder mathematisch ausgedrückt, das für jede gegebene Zeit dem A zustehende Einkommen x_a , von dem die Größe des ihm gestatteten Gütergenusses abhängt, ist auch eine Funktion der Einkommen x_b , x_c u. s. w., die gleichzeitig dem B, C u. s. w. zu Gebote stehen. Die Einwirkung der letzten subjektiven Einzelfaktoren auf die Gesamterscheinung sind also durch Geldwirtschaft und allgemeine wirtschaftliche Arbeitsteilung so verwickelt, daß sie auch in Gedanken gar nicht mehr verfolgt und höchstens rein formal durch unlösliche und im Grunde nichtssagende Gleichungen dargestellt werden kann. Da nun überdies in der Volkswirtschaft sich jedermann bei Produktion und Kauf und Verkauf ausschließlich durch die Erwägung von Kosten, Gewinn und Verlust leiten läßt und die der Nachfrage zu Grunde liegenden subjektiven Momente gänzlich außer Betracht bleiben, so ist nicht abzusehen, wie die Untersuchung der letzteren zu einem besseren Verständnis der tatsächlichen volkswirtschaftlichen Massenerscheinungen (z. B. der tatsächlichen Bewegungen des allgemeinen Preisniveaus in ihrem Zusammenhang mit dem Geldvorrat und den übrigen Umlaufmitteln) führen könnte, zumal gegenwärtig noch fast alle für den Verkehr in Betracht kommenden Güter als mit gleichbleibenden oder infolge der Verbesserungen der Technik und des Transportwesens mit abnehmenden Kosten beliebig vermehrbar angesehen werden können. Nur auf die Art, wie der Einzelne sein Einkommen auf die Befriedigung seiner verschiedenen Bedürfnisse verwendet, haben die Erwägungen des Grenznutzens Einfluß und es ist möglich, wenn auch keineswegs gewiß, daß in vielen wohlgeordneten Haushaltungen annähernd wirklich das Maximum der bei dem gegebenen Einkommen möglichen Nutzwirkung erzielt, wobei dann die Nutzwirkung des für die Geldeinheit zu erlangenden letztes Mengenteils für alle Güter die gleiche ist.

Lehr tritt der Ansicht der österreichischen Theoretiker entgegen, nach der der Wert der ganzen im Besitze einer Person befindlichen Menge eines Gutes gleich dem Werte des letzten Teiles, dem Grenzwert, multipliziert mit der Menge sein soll. Hiernach würde also, wenn der Grenzwert null oder Negativ wäre, der Wert der ganzen Menge für den Besitzer ebenfalls Null oder negativ werden. Wenn dieser z. B. nicht mehr als 10 Einheiten des Gutes mit Nutzen verwenden kann, so würde also nach jener Anschauung der bei einem Vorrat von 9 Einheiten noch vorhandene positive Wert der ganzen Menge verschwinden, wenn noch eine zehnte Einheit in seinen Besitz käme und wenn das Hinzukommen einer elften Einheit für ihn schon lästig und unbequem wäre, diese Einheit aber einen negativen Wert für ihn hatte, so würde auch die ganze Menge einen solchen für ihn erhalten. Auch wenn man sich der Unterschiede zwischen der Nützlichkeit und dem hier in Rede stehenden Wert vollkommen bewußt ist, behalten solche theoretische Konsequenzen im Gegensatz zu den Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens etwas sehr Paradoxes. Lehr verwirft daher jene Annahme und stellt seinerseits den Satz auf, die einzelnen Mengenteile der von uns erworbenen Güter hätten für uns die Bedeutung, die je ihrer Wirkung entspreche, wenn man auch eine Bezifferung und Summierung nicht vornehmen könne und sich mit der einfachen Thatsache begnügen müsse, daß uns die ganze Menge, wie wir sie wirtschaftlich verwenden können, mindestens ihren Preis wert sei. Im allgemeinen sind nach seiner Auffassung Wert und Preis verschieden, indem der erstere häufig subjektiv weit höher geschätzt wird, als der für das Gut zu entrichtende Preis; der Grenzwert dagegen fällt normalerweise mit dem Preise zusammen. Man wird daher ohne Zweifel nur so lange neue Mengen eines Gutes anschaffen, als der Wert des letzten Mengenteiles das zu bringende Opfer noch lohnt, und der dem Preise gleiche Grenzwert gilt auch für jede Einheit der ganzen Menge. Aber auf diese Art ist die Frage von dem Gebiet der subjektiven Wertschätzung auf das des Tauschwertes übergeführt und für den Satz, daß die einzelnen Mengenteile für uns je die Bedeutung haben, die ihrer Wirkung entspricht, keine nähere Begründung gegeben. Soll diese „Bedeutung“ die Nutzwirkung der einzelnen Mengenteile sein, so ist es allerdings unzweifelhaft, daß man sagen kann: in dem ganzen Vorrat ist ein Teil vorhanden, der die Nutzwirkung einer ersten Mengeneinheit, ein Teil, der die Nutzwirkung einer zweiten Mengeneinheit, ein Teil, der die Nutzwirkung einer dritten Mengeneinheit besitzt u. s. w., wenn man sich die Nutzwirkungen so abgestuft denkt, wie sie bei successiver Bildung eines Vorrats aus vielen Mengeneinheiten in abnehmender Größe auftreten. Aber die Nutzwirkung fällt nicht mit dem Werte zusammen, vielmehr kann dieser verschwinden, während jene unverändert bleibt. Der Satz der österreichischen Theoretiker bezieht sich aber gerade auf den subjektiven Wert und er steht nicht eigentlich mit der Erfahrung des tatsächlichen Wirtschaftslebens in Widerspruch, sondern er kommt in der Wirklichkeit auf wirtschaftliche Güter gar nicht zur Anwendung. Bei ausgebildetem Verkehr wird ein nützlicher Gegenstand, der nicht zu der Klasse der sogenannten freien Güter gehört, der also einen

wenn auch nur geringen Grad von Seltenheit mit Rücksicht auf das in der ganzen Gesellschaft vorhandene Bedürfnis besitzt, für seinen Besitzer, auch wenn dieser weit mehr davon hat, als er für sich brauchen kann, schwerlich jemals auf den Wert Null sinken und wohl niemals einen negativen Wert erhalten. Aber sehen wir auch ganz von der Möglichkeit eines Austausches oder Verkaufs ab, und erwägen wir nur die Wertschätzung eines vorhandenen Vorrats an dauerhaften Gebrauchsgegenständen, ohne daß eine Vergrößerung desselben beabsichtigt wird. Es fragt sich dann: unter welchen Umständen verschwindet die Seltenheit dieses Gegenstandes als Bedingung seines Wertes? Wenn der Besitzer auch nur 10 Einheiten für sich brauchen kann, so kann er doch noch recht wohl dieser Güterart einen Seltenheitsgrad und somit auch einen Wert zuerkennen, wenn sein Vorrat 15 oder 20 beträgt. Wenn er weiß, daß ein solches Gut schwer wieder zu erlangen ist, so wird er sogar einen bedeutenden Ueberschuß noch als Sicherheitsvorrat für wertvoll halten; auch denkt er vielleicht an die Möglichkeit eines steigenden Bedarfs in der Zukunft, sei es für seine Person oder für seine Nachkommen; und selbst der bloße Gedanke, daß das Gut für andere Menschen sehr selten sei, kann genügen, um dem Besitzer einen überflüssig großen Vorrat desselben sehr wertvoll zu machen. Kurz, nur die im eigentlichen Sinne freien Güter, die einem jeden in beliebiger Menge ohne weiteres zur Verfügung stehen, haben trotz ihrer Nützlichkeit keinen Wert im wirtschaftlichen Sinne (obwohl man auch gegen diesen Satz mit Lehr einige Einschränkungen geltend machen kann); diejenigen Güter aber, die für die Gesellschaft im ganzen einen gewissen Seltenheitsgrad besitzen, werden auch für die Einzelnen, denen sie im Ueberfluß zur Verfügung stehen, nicht nur einen Tauschwert, sondern auch einen auf der Anerkennung ihrer gesellschaftlichen Seltenheit beruhenden subjektiven Wert behalten. Mit anderen Worten, auch die subjektive Wertschätzung der Güter hängt nicht ausschließlich von den rein persönlichen subjektiven Bedürfnissen und Empfindungen des Besitzers ab, sondern wird mittelbar auch durch den allgemeinen gesellschaftlichen Zusammenhang beeinflusst und der Grenzwert der nicht freien Güter kann daher nur in Ausnahmefällen, die für den volkswirtschaftlichen Prozeß keine Bedeutung haben, Null oder negativ werden.

Bei der mathematischen Behandlung der Wertlehre betrachtet der Verfasser die Nutzwirkung der jedesmal vorhandenen ganzen Menge eines Gutes als eine Funktion dieser Menge. Für die von ihm gewählte analytische Darstellung ist dieses Verfahren, bei dem der Grenznutzen als die erste Ableitung jener Funktion erscheint, wohl das zweckmäßigste, während für die graphische Darstellung wohl die von Gossen angewandte Methode sich mehr empfiehlt, nach der die jedesmalige Intensität der Genuß- oder Nutzwirkung als Funktion der Menge ausgedrückt wird, also die Ordinaten der Kurve bildet, deren Abscissen die Mengen sind. Die Frage, ob überhaupt rein innerliche, subjektive Genuß-, Befriedigungs- oder Wertempfindungen als mathematische Größen behandelt werden können, will ich hier nicht berühren, obwohl mir die Bejahung derselben keineswegs zweifellos erscheint. Eine weitere Frage wäre, wie sich die

von Lehr angenommene, die Nutzwirkung darstellende Funktion zum Wert als Funktion der Menge verhält. Denn die erstere Funktion kann auch für ein freies Gut ohne wirtschaftlichen Wert aufgestellt werden. Da aber die nicht freien, also wirtschaftlichen Güter nach dem oben Gesagten in der bestehenden hoch entwickelten Gesellschaftsordnung im allgemeinen von jedem Besitzer, auch wenn er einen Ueberfluß davon hat, doch wegen ihrer gesellschaftlichen Seltenheit geschätzt werden, so kann man sich jede Schätzung ihrer Nutzwirkung auch mit einer Wertanerkennung verbunden denken und dann auch die von Lehr für die erstere angenommene Funktion noch als Darstellung des subjektiven Wertes in seiner Abhängigkeit von der Menge betrachten. Angenommen nun, die Gleichungen der Nutzwirkungen wären für die in Betracht kommenden Güter und Personen gegeben — was in Wirklichkeit nie der Fall ist und wegen der von unzähligen Umständen, namentlich auch den wirtschaftlichen Machtverhältnissen abhängenden Veränderlichkeit der individuellen subjektiven Empfindungen nicht möglich sein wird — so würde sich damit noch kein einziges wirtschaftliches Problem lösen lassen, wenn nicht noch eine weitere, die Umstände näher bestimmende Annahme hinzu käme. Diese Annahme ist die, daß ein Maximum des Nutzens erreicht werde, sei es für den sein Einkommen oder seine Arbeitskraft auf den Erwerb verschiedener Güter verteilenden Einzelnen, sei es für mehrere mit einander Güter austauschende Personen. Nun kann man aber fragen, ob denn die Maximum-Bedingung in der Wirklichkeit in der Regel wenigstens annähernd erfüllt sei. Nimmt man an, daß die große Mehrzahl der Menschen ihre Wirtschaft möglichst zweckmäßig und rationell einrichten und insbesondere ihre Konsumtion möglichst vollkommen ihren Mitteln anpassen, so wird man jene Frage in betreff des Güterverbrauchs innerhalb der einzelnen Wirtschaft wohl bejahen dürfen; dagegen darf man mit Sicherheit behaupten, daß bei der gegenwärtig bestehenden Gestaltung des Güteraustausches das Maximum der möglichen Nutzwirkung nicht erreicht wird. Dieses Maximum wäre nur zu erwarten, wenn alle an dem Austausch Beteiligten, d. h. unter den bestehenden Verhältnissen alle Käufer und Verkäufer, sich in wirtschaftlicher Sachkunde, Erwerbsgeschicklichkeit und ökonomischer Macht gleichständen, was aber thatsächlich nicht der Fall ist. So werden in zahlreichen Fällen Uebervorteilungen möglich, durch die der eine Teil mehr verliert, als der andere gewinnt, also volkswirtschaftlich ein Ueberschuß an Verlust entsteht, was aber den Gewinnenden nicht berührt und nicht von der weiteren Verfolgung seines Vorteils abhält. Die Uebervorteilung der Käufer ist am leichtesten möglich, wenn diese als Konsumenten dem letzten Verkäufer gegenüberstehen. Es fehlt ihnen dann meistens die fachmäßige Warenkenntnis, auf die der Verkäufer in seinem Verkehr mit dem Großhändler oder dem Fabrikanten sich stützt. Ueberhaupt verhalten sich dieselben Personen als Konsumenten häufig nicht so vorsichtig und streng berechnend, wie als Geschäftsleute in ihrer Erwerbsthätigkeit. Konsumenten vollends, die genötigt sind, auf Kredit zu kaufen, unterliegen häufig einer förmlichen Bewucherung, indem der Verkäufer ihre Notlage ausbeutet, um einen noch höheren Preis zu erlangen, als sich durch die Rücksicht auf Zins

und Risiko rechtfertigen läßt. Am deutlichsten und allgemeinsten aber tritt die Wirkung der ungleichen ökonomischen Macht in dem Tauschverhältnis von Arbeit und Lohn zu Tage. Der Arbeiter kann seine Ware, die Arbeitskraft, nicht lange zurückhalten, wenn er nicht dem Hunger verfallen will; der Unternehmer als Käufer der Arbeitskraft aber kann warten und kann daher, wenigstens wenn er nur vereinzelt Arbeitern gegenübersteht, den Lohn auf den dem „Schwitzsystem“ entsprechenden Stand herabdrücken. Dafs bei der so entstehenden grofsen Verschiedenheit der Einkommen kein Maximum des Gütergenusses in der Gesellschaft bestehen kann, läßt sich auch ohne alle mathematischen Formeln leicht ersehen. Wenn das Einkommen von 1000 Personen, die mehr als 10 000 M. jährlich haben, um je 100 vermindert, dagegen das von 1000 anderen, die weniger als 1000 M. jährlich einnehmen, um je 100 M. erhöht würde, so würde sich offenbar die Gesamtsumme des Genusses in der Gesellschaft erhöhen; und solche Schlussfolgerungen kann man noch sehr weit fortsetzen. Man könnte nun allerdings sagen, die Kurve der Nutzwirkung des Lohnes für den Arbeiter bestimmt sich nach den nun einmal gegebenen ökonomischen Marktverhältnissen, die Seltenheit aller Güter ist für ihn gröfser, als sie bei einer anderen gesellschaftlichen Verteilungsordnung sein würde, wenn also die gegebene Ordnung und die ihr entsprechende Kurve als geltend vorausgesetzt wird, so vollzieht sich im übrigen der Austausch von Arbeit und Lohn so, dafs relativ, nämlich auf dieser Basis, ein Maximum des Genusses erreicht wird. Jedenfalls mufs aber bei dieser Auffassung beachtet werden, dafs die Nützlichkeitskurve nicht einfach von der subjektiven Schätzung, sondern auch von den gesellschaftlichen Zuständen abhängt, dafs sie sich ändert, wenn die ökonomische Macht der Arbeiter zunimmt oder abnimmt. Im übrigen aber ist in Bezug auf die Gleichungen, die man für den Tauschverkehr zweier Personen aufzustellen pflegt, zu bemerken, dafs dieselben in den meisten Fällen und namentlich auch für den Austausch von Arbeit und Lohn der Wirklichkeit nicht entsprechen. Es wird nämlich angenommen, dafs jeder Tauschende den Teil seines Gütervorrates, den er nicht umtauscht, selbst benützen könne und zwar so, dafs die Nutzwirkung der Mengeneinheit für ihn um so mehr steige, je kleiner der Rest werde. Das mag man, wenn es sich um den Kauf einer Ware handelt, in betreff des im Besitze des Käufers befindlichen Geldes zugeben; für die Ware des Verkäufers aber gilt es bei der heutigen Ausdehnung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in der Regel nicht, und es gilt vollends nicht für den Arbeiter, der nichts anzubieten hat, als seine Arbeitskraft. Findet er für diese keinen Abnehmer, so ist sie ihm vollständig nutzlos und sie verschwindet spurlos mit jeder Stunde, die er müfsig bleiben mufs. Mit anderen Worten, die Nutzwirkung seiner Arbeitskraft ist für den Arbeiter selbst nicht eine Funktion der für ihn verfügbaren Gröfse dieser Arbeitskraft, sondern sie ist konstant gleich Null, sowohl beim Beginn des Austausches derselben, als auch in jeder vorgerückteren Phase dieses Geschäfts. Daher bestimmt sich das Maximum der Nutzwirkung bei diesem Austausch lediglich nach den Interessen des Käufers der Arbeitskraft: dieser giebt einen Teil seines Geldes hin und erhält dafür eine gewisse Arbeitsgröfse und er

wird diesen Tausch so lange fortsetzen, bis er das Maximum des Vorteils für sich erreicht hat. Den Preis der Arbeit aber, d. h. den Geldbetrag, den er für die Größeneinheit derselben giebt, wird der Käufer so niedrig zu halten suchen, als es die Umstände irgendwie erlauben.

Lehr hebt übrigens auch selbst die enge Begrenzung des Nutzens der mathematischen Methode hervor. Auch warnt er vor der Meinung, als ob wegen der mathematischen Richtigkeit der aus den Formeln abgeleiteten Schlussfolgerungen auch die Voraussetzungen der Formeln als zutreffend anzusehen seien. Ueberhaupt lassen sich nur gewisse ganz allgemeine Folgerungen aus den Formeln mit der Erfahrung vergleichen und durch dieselbe bestätigen; diese aber können weit einfacher aus unmittelbaren Betrachtungen ohne allen mathematischen Apparat abgeleitet werden und dabei hat man den Vorteil zu erkennen, wie sie sich aus dem Zusammenwirken menschlicher Motive ergeben, während die mathematische Ableitung mit dem Drehen der Kurbel einer Rechenmaschine zu vergleichen ist, wobei der Uebergang von den Bedingungen der Aufgaben zu der Lösung verdeckt bleibt. Auch die mathematische Ableitung des naturgemäßen Arbeitslohns v. Thürens unterwirft Lehr einer berechtigten Kritik, mit dem Resultate, daß die Formel auch theoretisch nicht zutreffend sei und daß nicht etwa ihre Wirksamkeit nur durch die unvollständige Verwirklichung ihrer Voraussetzungen verdeckt oder verhindert werde. In Bezug auf den Zins kommt Lehr ebenfalls zu dem Ergebnis, daß ein „natürlicher“ Satz desselben sich weder mathematisch noch auf anderem Wege ableiten lasse. Er begnügt sich mit einer Theorie der Preisbildung, die den Zins als ein Ergebnis konkurrierender Bestrebungen erklärt, ohne daß es notwendig und immer möglich wäre, gleichzeitig ein besonderes Verdienst des Kapitalisten zu konstruieren, wegen dessen seiner Mitwirkung an der Produktion ein Anteil am Reinertrag gebühre. Daher erhebt der Verfasser auch wesentliche Bedenken gegenüber dem von Böhm-Bawerk und anderen gemachten Versuche, den Zins aus der Ungleichheit in der Schätzung der Gegenwarts- und Zukunftsgüter abzuleiten oder zu rechtfertigen. Er weist darauf hin, daß uns in vielen Fällen Güter in der Zukunft wertvoller sind als sie in der Gegenwart erscheinen. Für einen einzelnen Menschen würden 1000 Kilo Brot in der Gegenwart wenig Wert haben, da sie größtenteils unbenutzt verderben würden, und er würde sie gewifs gern für das Versprechen hingeben, daß ihm 1000 Tage lang täglich ein Kilo frisches Brot geliefert würde. Man kann hinzufügen, daß auch diejenigen, die von ihren Zinsen leben wollen, die Rentner, sehr unglücklich sind, wenn sie eine große Summe in der Gegenwart im Kasten behalten müssen, weil sie keine genügend sichere und einträgliche Anlage dafür finden. Für die Arbeiter beschäftigenden Unternehmer ist allerdings ein gegenwärtiges Kapital wertvoller als ein zukünftiges, aber doch wohl deswegen, weil sie mit dem ersteren in der Zwischenzeit einen Gewinn erzielen können, indem sie Arbeit zu einem billigeren Preise kaufen, als dem, zu welchem sie in dem fertigen Produkt verwertet wird. Für die Arbeiter sind natürlich nur die gegenwärtigen Unterhaltsmittel von Nutzen, weil sie in Erwartung der künftigen verhungern würden. Es kommt ganz auf den Standpunkt des Beur-

teilers an, ob er das so entstehende Uebergewicht des Gegenwartswertes für den Arbeiter aus dem ökonomischen Machtverhältnis von Unternehmer und Arbeiter oder aus der weder dem Unternehmer noch dem Arbeiter zum Bewußtsein kommenden inneren Natur von Gegenwarts- und Zukunftswerten ableiten will. Jedenfalls geht man im wirklichen wirtschaftlichen Leben, wie Lehr bemerkt, nicht von der Ungleichheit dieser Wertschätzungen aus, um aus ihnen den Zins zu erklären, sondern man schätzt umgekehrt wegen der Einwirkung des Zinses auf die Preisbildung die Gegenwartsware höher als die Zukunftsware. Mit Recht hebt Lehr auch hervor, daß die Unsicherheit des Zukunftswertes den Zins nicht erklären könne. Diese rechtfertigt nur die Berechnung einer Risikoprämie, die Eigentümlichkeit einer solchen aber besteht darin, daß sie im Laufe der Zeit oder beim Zusammenfassen einer größeren Zahl von Fällen durch die Verluste aufgewogen wird. Der eigentliche Zins besteht neben der Risikoprämie und erscheint auch in solchen Fällen, in denen eine Unsicherheit des Zukunftswertes praktisch völlig ausgeschlossen ist.
